



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Leipziger Mundart.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

das bis jetzt geführt hat, wissen wir. Wohin es weiter führen wird? Gewiß zu nichts der Art, daß man sich freuen könnte, wenn unsre Benthamiten, oder sagen wir die Parteien in Deutschland, welche ähnlichen Grundsätzen wie jene huldigen, wenn Fortschritt und Sezession die von ihnen erstrebte Herrschaft erreichten.



Die Leipziger Mundart.



heerlse, wissen Se nich, wo de Leblaaistraße is?") *) — „Hee, heerlse, sehnse, das wees ich Sie voeh nich.“ Dies kurze Zwiegespräch kennzeichnet den Leipziger, der gern jede Rede mit „Heerlse“ einleitet, wie er seiner Verwunderung am liebsten durch die für ihn charakteristischen Worte „lieber gar!“ Ausdruck verleiht. Doch sein Hauptlieblingswort ist das berühmte „nu ähmd (eben),“ das eine Zustimmung in den verschiedenartigsten Nuancen ausdrückt, und dessen häufiger Gebrauch die, wo es sich nicht um das Theater handelt, im allgemeinen friedfertige Gesinnung des Leipzigers dokumentirt. Daß er überhaupt eine weichgestimmte Seele ist, giebt er durch die zahlreichen, die Wörter sanft ausklingen lassenden e zu erkennen, die er nicht nur, wo irgend möglich, in Bildung und Flexion beibehält, sondern auch noch an einigen unmöglichen Stellen zugiebt.

Wer nicht das Glück gehabt hat, solche Beobachtungen in Pleiß-Athen persönlich anzustellen, kann alles dies und noch viele andere ähnliche interessante Dinge aus dem kürzlich erschienenen, mit großem Fleiße zusammengetragenen Buche lernen, in welchem Karl Albrecht den in seiner Vaterstadt und deren Umgegend gesprochenen meißnischen Dialekt schildert.**)

Es ist bedauerlich, daß der Verfasser zu diesem seinem regen Sammelfleiße nicht auch eine größere Einsicht in die geschichtliche Entwicklung unsrer Sprache mitbringt. Er zieht zwar mit großem Eifer auch andre deutsche Dialekte zur Vergleichung heran, er führt zwar hin und wieder auch altdeutsche Formen auf, aber man merkt, daß es sich dabei nur um eine rein lexikalische Kenntniss der ältern Sprachstufe handelt; bei tieferm Eindringen auch in die Struktur derselben würde sein Buch vielfach eine andre Gestalt gewonnen haben.

*) Die nach der ehemaligen Besitzerin eines kürzlich parzellirten Gartengrundstückes gekaufte Leplay-Straße ist gemeint.

***) Die Leipziger Mundart. Grammatik und Wörterbuch der Leipziger Volkssprache. Zugleich ein Beitrag zur Schilderung der Volkssprache im allgemeinen. Von Dr. Karl Albrecht, Realschuloberlehrer zu Leipzig. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Rudolf Hildebrand. Leipzig, Arnoldsche Buchhandlung, 1881.

Das Kapitel über die Aussprache des e (bez. ä) wäre ganz anders ausgefallen, wenn der Verfasser hierbei auf den Ursprung der verschiedenen e zurückgegangen wäre.

Man sollte überhaupt bei der Darstellung von Dialekten stets nur von der alten Sprache, nicht von der modernen Schriftsprache ausgehen. Nur dann ist es möglich, die Eigentümlichkeit derselben in die richtige Beleuchtung zu rücken und das Beobachtungsmaterial nach den zutreffenden Gesichtspunkten zu ordnen, ja dasselbe überhaupt mit der für wissenschaftliche Erfordernisse nötigen Vollständigkeit zusammenzubringen. Es ist z. B. nicht richtig zu sagen: „k wird am Ende nach Vokalen angesetzt“ in: der Schußk, ich schriek, ich sahk u. s. w.; im Gegenteil, in diesen Wörtern hat sich am Schluß der alte Laut, wenn auch verstärkt, erhalten, während er im hochdeutschen Schuh, schrie, sah verflüchtigt ist. Es ist nicht richtig zu sagen: e als „Bindemittel“ wird eingeschoben in Mittele, denn Mitte ist hier altes Adjektiv (= medius). Ebenjowenig kann in den echten Compositis Stoppenadel, Malekasten von einem Einschub des e die Rede sein. Das häufige schließende e, von dem wir schon sprachen, wie in der Herre, der Karre, die Bahne, das Geleite, der Poete, schöne, ofte, sehre, denne, zu thume (alte Infinitivflexion) u. s. w., ist gleichfalls in den meisten Fällen nicht „angeflickt,“ sondern geschichtlich berechtigt. Ähnlich verhält es sich mit dem Schluß=e in einer Anzahl geographischer Eigennamen. Beucha, Corbetha, Gotha lauten im Munde des Leipzigers: Beiche, Gorwede, Gode; Pirna und Birne fallen in Berne zusammen. Daß aus Röttha so Rede wird, giebt den Anlaß zu einer Scherzgeschichte. Ein Mann leiht auf ein Haus in Borna Geld. Als nun der „Affegade“ das hierüber aufgesetzte Hypothekendokument den Beteiligten verliest und an die Worte kommt: „Zu verzinsen ist das in Rede stehende Kapital,“ wird er von ihnen unterbrochen: „Nee, in Borne stehts, nich in Rede.“ Die Anschauung, daß in diesen Wörtern das e an Stelle des schriftgemäßen a getreten sei, dürfte sich historisch nicht begründen lassen, vielmehr ist das letztere eine spätere gelehrte Erfindung.

Der Verfasser weiß dies auch selber vielfach besser, wie man daraus sieht, daß er auf die entsprechenden alten Formen teilweise hindeutet; es handelt sich also mehr um eine durch den falschen Ausgangspunkt veranlaßte schiefe Ausdrucksweise, die aber doch lieber hätte vermieden werden sollen, da sie den Laien zu einer falschen Auffassung führen muß. Das häufige Konferviren des Altertümlichen macht gerade den Dialekt interessant, und ein Hinweis hierauf behütet vor einer verächtlichen Betrachtung desselben und vor der falschen Auffassung, in ihm nur eine „verderbte Schriftsprache“ zu sehen. Andererseits ist der Dialekt natürlich ebenso oft über die das Alte bewahrende Schriftsprache hinausgegangen, verfährt jedoch auch hier nicht willkürlich, sondern folgt meistens seinen bestimmten Gesetzen, die aber gleichfalls nur dann, wenn man die alte Sprache zu Grunde legt, richtig erkannt werden können.

Ganz hat sich auch der Verfasser von der Vorstellung, den Dialekt als eine Entartung der Schriftsprache zu betrachten, nicht frei zu machen gewußt, wenn er z. B. rühmend hervorhebt, daß man neuerdings in gebildeten Kreisen auf größere Reinheit der Aussprache zu halten beginne und wenigstens die Beime (für die Bäume) sage, während der Vollblutleipziger ungenirt „de Beeme“ spreche. Der dialektisch einzig richtige Umlaut zu dem aus an hervorgegangenen oo, wie in Boom, ist ee. Da Umlaut zum Teil mit Recht auch eintritt, wo er in der Schriftsprache verschmährt wird, in Wörtern wie deefen (taufen), wovon das mit alter Ableitung korrekt gebildete Deefde (= Taufe), so ist es verkehrt, in solchen Fällen von einer dialektischen „Aussprache“ des äü oder gar des au zu reden. Deefde sagt allerdings wohl nur noch der Bauer, aber der „gebildete“ Leipziger, der Beime für Beeme sagt, spricht schon, wenn auch dialektisch gefärbtes, Hochdeutsch.

Aus Mißverständnis führt dies Bestreben, fein zu sprechen, auch zu komischen, gänzlich unorganischen Bildungen, wenn man z. B. Nufen statt Ofen hört, indem die Meinung obwaltet, das o müsse hier falsch sein, wie es in Gloobe für Glaube falsch ist. So wird aus dem sehr beliebten égal (in der Bedeutung „fortwährend“; heißt es „gleichartig,“ so ist die Betonung egál) bisweilen eingal, aus renoviren reinefiren, wobei zugleich an rein machen gedacht wird; so kann man Treppe statt Treppe hören, da ja auch Töpfer und nicht Depper das richtige ist; ein anderer will vor Wut „bürsten“ eingedenk der Verwechslung von Thürmen und Därmen; ein Knabe, den die Mutter geschickt hat, Knoblochseide (Knopflochseide) zu holen, verlangt gebildet Knoblauchseide.

Dieser Einfluß der Schriftsprache auf die Mundart erstreckt sich in Leipzig sehr weit, selbst bis in die untersten Schichten. Er ist um so natürlicher und kann um so größer sein, je näher an sich der Dialekt der Schriftsprache steht. So entsteht eine aus diesen beiden Elementen hervorgehende Mischsprache, die verschieden ist je nach dem Bildungsgrade und auch je nach der augenblicklichen Situation oder Laune der Sprechenden, und es ist fraglich, ob man diese zwischen den verschiedensten Formen und Ausdrucksweisen hin und her schwankende Sprache noch einen Dialekt nennen, ob man in dem herkömmlichen Sinne überhaupt von einer „Leipziger Mundart“ reden könne. Um einen in der Hauptsache reinen Dialekt zu hören, muß man aus Leipzig hinaus auf das Land gehen; dort bildet man noch die richtigen Präterita bleeb, schreek anstatt blieb, schrie u. s. w., da die alte Sprache in diesen Formen ei hat, wie der Bauer auch in dem Worte Geest für Geist und einigen andern noch an dem ee dem Städter gegenüber festhält.

Darum ist die Leipziger Sprechweise an sich durchaus nicht uninteressant und eines Studiums wohl wert; nur hätten diese verschiedenen einander durchdringenden Elemente derselben schärfer auseinander gehalten und namentlich die Volkssprache der Ungebildeten von der lässigen Umgangssprache der Gebildeten

gesondert werden sollen. Am richtigsten wäre es gewesen, zuerst aus der Bauernsprache den reinen Dialekt zu konstruiren und dann auszuführen, welche Veränderungen derselbe in der Stadt durch den Einfluß der Schriftsprache in den verschiedenen Kreisen der Bevölkerung erlitten hat. Dies würde eine Benutzung des Buches auch für wissenschaftliche Zwecke sehr erleichtert haben.

Doch wir wollen dem Verfasser keinen Vorwurf daraus machen, daß ihm diese Tendenz ferner gelegen hat, daß es ihm in reiner Freude an dem ererbten väterlichen Sprachgute zunächst nur darauf angekommen ist, den faktischen Bestand desselben in einem getreuen Abbilde in erster Linie seinen Heimatsgenossen vorzuführen, wir wollen vielmehr den großen Fleiß und die hingebende Liebe, womit er seine mühsame Aufgabe erfüllt hat, rühmend hervorheben. Aber auch die scharfe Beobachtungsgabe, mit der dies geschehen ist. Der Verfasser versteht es, auch minder hervorragende, aber nicht unwichtige, dem oberflächlichen Betrachteten sich leicht entziehende Erscheinungen in der alltäglichen Sprach- und Vorstellungswelt ans Licht zu ziehen. Hierin scheint uns für weitere Kreise das Hauptverdienst seiner Arbeit zu beruhen, die ein wertvoller Beitrag zur Charakteristik der Volks- und Umgangssprache überhaupt ist; denn dieser im allgemeinen, nicht der Leipziger Sprechweise allein, gehören viele seiner Beobachtungen an. Mehrere solcher an verschiedenen Orten angestellten Sammlungen würden uns ein deutlicheres Bild der ein eigenartiges Leben neben der Schriftsprache führenden, bisher gänzlich vernachlässigten volkstümlichen Redeweise geben und eine wichtige Ergänzung zu allen Darstellungen unsrer deutschen Sprache liefern.

Der Verfasser besitzt ein feines Ohr, mit dem er manches hört, was andern entgehen würde; so die im raschen und bequemen Sprechen sich überall, auch bei den Gebildeten einstellenden Konsonantenangleichungen, deren der Sprechende sich selbst in den wenigsten Fällen bewußt wird, weil ihm dabei doch stets das korrekte schriftgemäße Lautbild vorschwebt. Auch im gebildeten Munde wird in der raschen Aussprache des gewöhnlichen Verkehrs aus nehmen, oben, sieben: nehm, ohm, siem. So erklärt sich, daß ein faumseliger Mensch, auch einer, der gerne im Wirtshaus kleben (also klähm) bleibt, ein echter Klemenz genannt wird; so entsteht Mammuß aus Man muß, Wemm'r sie treffen aus Wenn wir sie treffen; so fallen beispielsweise zwei so verschiedene Wörter wie stürmen und sterben, da jedes i, auch das durch Umlaut aus u entstandene, vor silbenschliefendem r zu ä wird, in der Form stärm vollständig zusammen. Zum Ersatz dafür bleiben so manche Wörter, die durch die hochdeutsche Lautentwicklung eins geworden sind, im Dialekt getrennt. Man unterscheidet die Tauben (Vögel) von den Toben (Nichthörenden), man sagt der Heide, aber die Heede, und so vieles ähnliche. Durch obige Tendenz, die Artikulationsstellen zusammenstoßender Laute zu nähern, wird auch das n vor g und k nicht zu ng, wie der Verfasser sich ausdrückt, sondern nasalirt, und zwar nicht bloß innerhalb desselben Wortes,

wie in Unglück, Ferk (Pfennig), Fangkuchen (Pfannkuchen), sondern auch zwischen zwei Wörtern: ich hing gewesen, wang kam er? u. s. w.

Ebenso treffend wie diese lautlichen, sind auch eine Reihe von syntaktischen Beobachtungen Albrechts. Hierher gehört das richtig hervorgehobene Streben des gemeinen Mannes, ja recht deutlich und eindringlich sich zu erklären, z. B. in der Steigerung eigentlich nicht steigerungsfähiger Ausdrücke, wie: der einzigste, der außereinigste; die Häufung von Negationen (zum Teil auch in der alten Sprache): von allem was und von keinem nischt (d. h. nichts rechtes); ähnlich: das is geene Sache un geene Weste und ge gar nischt; ferner in den Verdoppelungen mitsammst, denn weil, um damit, alleene aber, außer nur und vielen andern Pleonasmen, wie dreidoppelt (nicht etwa sechsfach, sondern dreifach), mit sichtslichen Augen u. s. w. Weit verbreitet in der Volkssprache ist auch die Abneigung gegen den Genetiv, der entweder durch einen andern Casus ersetzt oder umschrieben wird. Man sagt: mein Vater sei Haus, oder das Haus von mein Vater, aber nicht meines Vaters Haus. Es zeigt sich hier dieselbe Erscheinung, die sich in der Entwicklung vieler moderner Sprachen geltend macht und die man nicht lediglich dem lautlichen Verfall der alten Casusendungen, wie in den romanischen Sprachen, zuschreiben darf.

Wenn so einzelne Formen geradezu absterben, so entsteht auf der andern Seite durch das Nebengehen von dialektischen und schriftgemäßen, organischen und unorganischen Bildungen ein Reichthum an Formen, der von der Volkssprache oft zu feiner Sinnesunterscheidung verwendet wird. Das Kreuz ist die Figur: er schlug ein Kreuz, das Kreuze ein Teil des Körpers: er ist dreimal übers Kreuze dumm. Die Unterscheidung zwischen der kürzern Form Herr als Titel und der längern Herre als gewöhnlichem Appellativum, also Herr von Erdmannsdorf, aber der Herre (d. i. Besitzer) von Erdmannsdorf, findet sich auch im Mittelhochdeutschen. Der Plural Geschäfte ist in Leipzig durchaus üblich für Geschäftsräume, Läden, während er sonst Geschäfte lautet: „Sonntags haben die meisten Geschäfte zu, weil nicht viel Geschäfte gemacht werden.“ Das Wort Stück bildet gar eine fünffache Mehrzahl. Bei Zahlangaben bleibt es unverändert, wie im Schriftdeutschen, nimmt aber hier bisweilen die Form Stücks an; die Formen Stücke und Stücken werden gewöhnlich mit dem Unterschied verwendet, daß ersteres mehrere Ganze (pieces), letzteres, wofür eine noch vulgärere Form Stücker ist, Bruchteile (morceaux) bezeichnet. Also Goldstücke sind geprägte Münzen zu der Einzahl Goldstück, Goldstücken sind Klumpen des Metalls zu der Einzahl „e Stücke Gold,“ Klavierstücke sind Kompositionen, Klavierstücken die Trümmer eines zerschlagenen Instruments. „Wir frichten heide e Ballen Duch mit 20 Stigg; wir verkoofen die einzeln Sticks weiter, wir gäm aw'r nur ganze Stigg ab; Stigge von so e bar Ehlen is nich. Das eene Stigg ist uns verbrennt, da liegen de Stiggen; sin lauder lumpige Stiggerchen.“

Auch in der Wortbildung geht die Volkssprache stellenweise ihre eigenen, von der strengen Regel gemißbilligten Wege. Gerne leitet sie von Adverbien, die kein zugehöriges Eigenschaftswort haben, und selbst von Verhältniswörtern, ein solches ab: eine zue (geschlossene) Thüre, die entzweien Stiefeln, ein oster Besuch, ein halweger (leidlicher) Platz, ein durcher Käse u. s. w. Auch Verkleinerungsformen bildet der Leipziger von Umstandswörtern: ganz sachtchen, mach schönechen (zum Hund) und ähnliches. Interessant und von Albrecht richtig behauptet ist auch die Fähigkeit der Volkssprache, für den Augenblick eigentümliche Wortbildungen zu ausdrucksvoller Kürze zu schaffen. Diese geschmeidige Beweglichkeit ist ein gewisser Vorzug vor der Schriftsprache, womit wir jedoch der Befugnis, solche willkürliche Schöpfungen auch in letztere einzuführen, keineswegs das Wort geredet haben wollen. So läßt sich mit der Vorsilbe *be* zur Abwehr irgend eines Thuns fast von jedem Substantiv ein Zeitwort bilden: „ich werde dich beklaffiren“ sagt man zu einem, der zur Unzeit Klavier zu spielen verlangt, oder gar: „ich werde euch bewiewahrtschen“ zu Schülern, die beim Diktiren öfters „wie war'sch?“ fragen. „Es hat sich ausgeheedelbeert,“ wenn die betreffende Frucht zu Ende ist. Eine bescheidene Magd weist die Anrede Fräulein mit den Worten ab: „Es freileint sich was, Stiwweln wihsen muß'ch.“

Solche Bildungen berühren schon das rein lexikalische Gebiet, den mundartlichen Sprachschatz. Der Verfasser hat recht daran gethan, daß er in sein Wörterbuch alles aufgenommen hat, was ihm nicht schriftgemäß schien (die Grenze ist freilich oft schwer zu ziehen), ohne Rücksicht darauf, ob es in andern Dialecten auch vorkommt, oder in der deutschen Volkssprache überhaupt üblich ist. Wollte man bloß das der geschilderten Mundart ganz ausschließlich angehörende vorführen, so würde nicht viel übrig bleiben und die Charakteristik derselben eine ganz mangelhafte sein. Vieles ist natürlich auch direkt importirt, der Fremdenverkehr, die Messen, das Studentenwesen, gewisse Bühnenstücke haben zu der mundartlichen Phrasologie wesentlich mit beigetragen, und soweit diese Wendungen allgemein rezipirt sind, gehören sie auch mit in den Sprachschatz des Leipzigers, wenn auch vielleicht bei der hier nicht minder wechselnden Mode die Lebensdauer einzelner nur kurz sein wird. Manche aber gehören doch nur gewissen Lebenskreisen an, wie beispielsweise eine Reihe burschikoser Ausdrücke, die wohl nur in den mit Studenten in Berührung kommenden oder ihnen nachahmenden Kneipzirkeln zu Hause und schwerlich allgemein eingedrungen sind. Die Provenienz der von außen importirten Ausdrücke und Phrasen wäre der Verfasser als Leipziger Kind und jahrzehntelanger Beobachter nicht bloß bei der Berliner Redensart „Was ich mir davor kose,“ sondern gewiß noch öfter imstande gewesen nachzuweisen.

Anzuerkennen ist jedenfalls die Fülle des zusammengebrachten Materials. In die Augen fallend ist namentlich der Reichthum an meist onomatopoetischen

Wörtern für alle möglichen Bewegungen des Körpers überhaupt und des Mundes und der Stimme insbesondere. Zu billigen ist auch, daß die Fremdwörter im engern Sinne mit aufgenommen sind; sind doch so manche auch im Volksmunde viel beliebter als die entsprechenden einheimischen. Man sagt viel häufiger eschaffirn, estemirn, Forsche, Kurasche, Logir, Malleer, Verbli (Parapluie), reffelviren, als erhizen, wertschätzen, Kraft, Mut, Wohnung, Unglück, Regenschirm, sich entschließen. Und neben den überall üblichen finden sich auch seltene, wie Breddulche, Demeleh (zänkischer Auftritt), Duffswitt (= tout de suite), Gladusen, feschelirn, ramesfirt (energisch), schalu, travalchen, und namentlich das eigentümliche Passeldband oder Puffeldband (Zeitvertreib von passer le temps). Zu der Verstümmelung, welche sehr viele Fremdwörter dabei über sich ergehen lassen müssen, trägt natürlich auch hier das Bestreben mit bei, dieselben ihres fremdartigen Charakters dadurch zu entkleiden, daß man sie an bekannte Wörter anklängen läßt, eine auch auf nicht mehr verstandene Ausdrücke des einheimischen Sprachgutes sich erstreckende interessante Erscheinung des volkstümlichen Sprachlebens, die zuerst von Förstmann in Dresden im Zusammenhange behandelt und mit dem allgemein gebräuchlich gewordenen Namen Volksetymologie belegt worden ist. So klingt korrupt wie geruppt, pikant gerade so wie bekannt, womit es aber nicht zusammenfällt, da dieses in der umgelauteten Form bekennnt üblich ist, aus famos wird vermost, aus vergallopiren vergoldpapieren; trefflich ist rattenfahl für radikal, der panische Schrecken verwandelt sich in einen spanischen; Stillenzium, mordjakiren und mordzialisch erklären sich selbst; stande Beene sagt man für stante pede, aber Not am Beene ist wohl nur ein unbeabsichtigtes scherzhaftes Zusammentreffen, da ein gleicher Einschub des m sich auch in andern Fremdwörtern, wie amparte, kumbafel (kapabel), findet.

Außer diesen fremdwörtlichen Seltsamkeiten finden sich in unserm Wörterbuche noch so manche andre Merkwürdigkeiten. Genossen für genießt ist keine scherzhafte Bildung, wenn es auch von hochdeutsch Sprechenden so verwendet werden mag, denn niesen ist ursprünglich ein starkes Verbum; ein Gesezchen (d. i. ein wenig) weinen erinnert an die Nomenclatur der Meistersänger, bei denen Gefäß der Ausdruck für Strophe war; grünes Fleisch für rohes (eigentlich wohl frisches, noch nicht altgewordenes) weist auf den alten Stamm, aus dem grün entstanden ist, auf grojan = wachsen, jung sein zurück. Eigentümlich ist die Verwendung von Großmutter, um eine große Menge zu bezeichnen, in Wendungen wie: „In der Giche (Küche) standen Deppchen und Deppchens Großmutter,“ was nicht nur in dem französischen tout le monde et son père, sondern auch in dem englischen all the world and his wife eine Analogie findet. Übrigens giebt es in Leipzig neben der Großmutter auch eine Kleinemutter in der Bedeutung von Gattin, Hausfrau.

Endlich fehlt es auch nicht an drastischen und humoristischen Redensarten, die sich gewöhnlich durch das anschauliche Bild auszeichnen, das sie an Stelle

des verblaßten Begriffes setzen. „Mit deinen Knochen schmeiß ich noch Bernen vom Bome“ heißt: dich hoffe ich noch lange zu überleben; „das huppt nich fort, es is ja kee Frosch“ heißt: die Sache eilt nicht; „allemal macht die Kaze e Buckel“ bedeutet einfach: das versteht sich, allerdings; ein „ausgeknaupeltes Kirschkuchengesicht“ ist eine derbe, aber drastische Bezeichnung für ein verkümmertes Aussehen; von einem hochmütigen Menschen sagt man: „er denkt, der Gemeeneochse (Gemeindeochse) is sei Bathe.“ Zahlreich sind die Abweisungen auf allerlei zudringliche Fragen, namentlich auch der Kinder, die nach dem Speisezettel des Tages sich erkundigen; da giebt es Kienasen (Rühnasen), Kapern mit langen Schwänzen, geschmullen Storch, eingemachte Kellerstufen und andre Leckerbissen; auch sagt man mit Benutzung des dialektischen Wortspiels zwischen Hinne = Henne und hinne = hierinnen scherzhaft: „heide ess' m'r Gardoffeln, Gans und Hinne,“ d. h. ganze Kartoffeln im Zimmer.

Zu all diesen scherzhaften Wendungen der Leipziger Volkssprache liefert übrigens der Verfasser des Buches auch einen unfreiwilligen komischen Beitrag, indem er „bamben“ erklärt mit: „schmausen, in Saus und Braus leben, besonders wenn es im Stillen geschieht.“ Doch steht dieser Lapsus vereinzelt da. Im übrigen zeichnen sich die Erklärungen durch treffende und bei aller Kürze gut orientirende Umschreibungen aus, und alles in allem können wir dem Verfasser für den in der Stille so reichlich gedeckten Tisch, zu dem jedermann geladen ist, nur dankbar sein.

Ein anders gearteter Schmaus aus den nämlichen Ingredienzen wird uns von andrer Seite bereitet. Zu gleicher Zeit wie seinen Aristarch hat Leipzig auch seinen Pindar gefunden. In schwungvollen Hymnen singt Edwin Bornmann*) das Lob seiner Vaterstadt in deren heimatlichen Tönen. Gerne hätten wir auch einige prosaische Sachen unter seinen „Boßien“ gesehen, um den eingefleischten Leipziger Spießbürger selber sprechen zu hören, wie wir in dem kürzlich auch zu einiger Berühmtheit gelangten „Bardikularisten Bliemchen“ zweifellos den echten „Dräsner“ vernehmen. Denn in den Poesien tritt uns doch nur der hochgebildete Leipziger entgegen, der zum Spaß seine Sprache dialektisch gefärbt hat, wobei deutlich wird, daß er selber mit bewußter Ironie sich über den Dialekt erhebt. Daß er in der Volkssprache rede, kann man gar nicht sagen, das lassen schon die künstlichen Formen der Sonette, Stanzas u. s. w., in denen er sich zumeist bewegt, nicht zu. Man lese nur die folgende Strophe, mit der er sein Loblied auf den Leipziger als die Krone der Schöpfung beschließt:

Gurzum: ä Menschenschlag grassirt in Leibzig,
Wie ihn gein giehnster Traum vollgommner treimt.

*) Mei Leibzig low' ich mir! Boßdiche Dagebuchbladder ennes alden Leibzigers. Zweede Uflage. Leipzig, Liebeskind, 1881. Und: Mei Leibzig low' ich mir! Nagelneie Boßien. Mit Gupfern in feinen Holschnitte von den akademischen Professor der Mahlerkunst C. Jlle. Ebda. 1882.

De Mähne meines Begasuffes streibt sich,
 Stolz weht sei Schweiß, un seine Zunge scheint:
 Er ahnt, womit sei Herr de Zeit vertreibt sich,
 Er ahnt, was ich gesungen, was gereimt!
 Mich selwer awer bakt ä wonnig Schauern:
 Doch meine Wiege stand in Leibzigs Mauern!

Man mache den Versuch und überseze diese Strophe, wie die übrigen, Wort für Wort, ja vielmehr Laut für Laut ins hochdeutsche, und man erhält ein schriftgemäßes, durchaus befriedigendes Gedicht, abgesehen davon, daß einige Reime unrein werden. Der Dichter hat seinen Poesien das dialektische Gewand nur wie ein Maskenkostüm übergezogen, unter dem das eigentliche Wesen deutlich genug hervorleuchtet. Daher wirken sie auch noch, wenn man ihnen dasselbe abstreift, sie sind an sich vortrefflich. Daß der Kontrast zwischen den hochtrabenden Gedanken und Worten und dem beschränkten lokalpatriotischen Gesichtspunkte, worauf die Hauptwirkung eines großen Teiles von ihnen beruht, durch den Hinzutritt der Mundart noch gesteigert wird, ist natürlich; aber einen ähnlichen komischen Effekt erzielt man auch, wenn man eine Schillersche Romanze mit dialektischer Aussprache vorträgt, und mit gleicher Wirkung konnten diese „Poesien“ auch in einen andern als den Leipziger Dialekt übertragen werden. Mit einem Worte: sie sind nicht in demselben gedacht, weshalb sie auch für das Wörterbuch desselben eine sehr geringe Ausbeute ergeben.

Sicherlich aber ist unser Leipziger Dichter (wie es sich allerdings für „Kleeneris“ von selbst versteht) sehr geistreich, dabei äußerst sprachgewandt und der Reimkunst in hohem Grade mächtig. Das folgende „Huldigungssonett an enne Dänserin“ ist durchaus formvollendet:

A Homo-sum, der nie bekeistrungsmiede,
 Reißt es mich hin zu allen scheenen Ginsten;
 Zu eener awer reißt es mich am hinsten —
 Zu deiner Gunst, pneimatische Lusthyphide!
 Ach, vor den Zauwer deiner Abbidiede,
 Vor deiner Blicke ries'gen Feierschbrinsten
 Fieh! ich de Boesse in mir verdinsten,
 Un wonneschmerzlich krimmt sich mei Gemiedhe.
 Tritt ooch mei Verschfuß wahre Feeentridde,
 Es wärd de Grazie meiner Zambenschribde
 Zur Plumpheet newen jeden deiner Pas.
 De Harfe weicht den ipp'gen Gastanjedden —
 Was is ä Heer oon daufend Pracht-Sonedden,
 Ach, gegen Enen deiner Entrechats?

Im Kontrast zu dieser „wonneshmerzlichen“ Poesie führt uns das „Morgensdyll“ den zufriedenen Leipziger Philister mit wenigen Worten in seiner ganzen behaglichen Behäbigkeit vor:

Er schlirft vergnügt den FrieHgaffee
 Und denkt derbei: Ja jaa, ne nee.
 Druf greift er zur Regalicha
 Und schmunselt samst: Ne nee, ja jaa.
 Doch wie er liest in Dageblatt,
 Was alles kestern in der Stadt
 Sich Neies hat begewen,
 Ruft er entzickt: Nu ewen!

Den höchsten Flug aber nimmt die Begeisterung des Dichters überall da, wo es der teuern Vaterstadt gilt. Noch in dem letzten Gedichte der Sammlung haucht er in den „Trennungsgesängen des Regalschul-Verzahnersch Carl Wilhelm Fannenschmiedt, emfunden gelegentlich ännere Hunsdagsferichenreese von Leibzig nach Dräsen“ nur sein eignes Weh aus, das sich von Station zu Station riesengroß steigert (wobei die Vouts rimés auf die Namen der Stationsorte höchst wirksam sind), bis es zuletzt heißt:

In den Dogen brennt's wie Soda,
 Nimm o Salsstut deinen Lauf!
 Getschenbroda, Getschenbroda,
 Ach, de Sehnsucht leest mich auf!
 Gramvoll bebt mei innres Wesen,
 Schmerzlich zuckt mei bessres Ich —
 Sieh, da zeigt de Hauptstadt Dräsen
 Geck in Vordergrunde sich.
 Nachen Regenschärmfutt'rale
 Greift de Musgel sterwensmatt . . .
 Leue wohl zehndaufend Male,
 Leipzig, hehre Badterstadt!

Damit wollen auch wir für diesmal von Leipzig, Leipzigs Sprache und Leipzigs Bürgern, die zu seinem Ruhme literarisch wirksam sind, Abschied nehmen.



Die musikalische Phrasirung.

Von Hugo Riemann.



ins der beliebtesten Stichworte der musikalischen Kritiker ist zugleich eins der unaufgeklärtesten Probleme der Exekution der Instrumentalmusik — die Phrasirung. „Er phrasirt gut,“ „er phrasirt schlecht“ — das sind schnell ausgesprochene Urteile über einen Virtuosen. Wenn aber der Kritiker befragt wird, worin die richtige Phrasirung bestehe, so wird er um eine befriedigende Antwort ver-